

DAS LEBEN IST EINE VERLAGERUNG DER DINGE.

DAS LEBEN IST EINE VERLAGERUNG DER DINGE – MIT DIESEM ZITAT WILL MEINE MUTTER ERKLÄREN, WARUM EIN STÄNDIGES KOMMEN UND GEHEN IHRE ZIMMER IN FLUSS HÄLT, SIE IHR HAB UND GUT WIE EINEN RIESIGEN GESCHENKKARTON REGIERT. SIE FREUT SICH DIEBISCH, WENN ANGEHAMSTERTES MIT GESCHICKTEM TAKTIEREN DANKBARE ABNEHMER FINDET ODER ES IHR GELINGT, DASS DER EIGENE EHEMANN BEI BESUCH VON FREUNDEN DIE HOSE DES GASTES LOBT UND DABEI NICHT BEMERKT, DASS ER DA GERADE EBEN SEIN EIGENES, ABGELEGTES STÜCK BEWUNDERT HAT. ES GILT, WIE EIN BALLONFAHRER IMMER WIEDER BALLAST ABZUWERFEN UND ERLEICHTERT AN HÖHE ZU GEWINNEN.

Glücklich, wer nichts besitzt und wie ein Zen-Mönch der Versuchung des Anhäufens und Verlagerns widersteht. So lebt an der Küste der griechischen Ägäis ein Architekt zurückgezogen wie in einem Kloster und hält sein Haus in gleichsam energetischem Gleichgewicht, indem er für jedes Stück, das neu zu ihm kommt, ein anderes verschwinden lässt. Auf nicht weniger ungewöhnliche Weise verweigert ein gebildeter Provokateur, Sammler und Anwalt sich dem Rhythmus des Haben-Wollens und Wegwerfens und pflegt seit Jahrzehnten ein so intimes Verhältnis zu dem auf seinem Herd stehenden Eiertopf, dass er dieses profane Objekt der Küchenkultur schon aus Respekt vor der gemeinsam verbrachten Lebenszeit niemals entkalken würde. Mit den unzähligen Eiern, die in dem Topf gekocht wurden, hat sich der Kalk in ihm wie in einer Tropfsteinhöhle abgelagert. Die Phase ist schon absehbar, dass der Topf vor lauter Kalk bald weder Platz für Wasser noch für Eier haben wird. Ablagern und nicht Verlagern ist die Alltagsgeschichte dieses Tropfsteintopfes. Eine Außenstehende, die wahrscheinlich nie ein in dem Topf gekochtes Ei gegessen hat, soll schon versucht haben, ihn aus hygienischer Fürsorge an sich zu bringen. Vergeblich. Er wurde zurückverlangt und steht nun wieder auf dem Herd, so wie er ist.

Es ist wohl eine anthropologische Konstante, sich durch Dinge erinnern zu wollen. Je rasanter der Warenfluss ist, desto öfter erfahren Gebrauchsdinge eine romantisierende Heiligsprechung und Verkitschung. Was nicht verlagert wird, wird zum persönlichen Zeitzeugen verklärt und existiert in vorzeitiger Produktpension als unbenutztes Staubobjekt auf dem Regal. Wer dieses Bewahren ins Extreme treibt, lebt bald wie im Museum, umgeben von Dingen, die Geschichten erzählen und symbolische Bedeutungen in sich tragen. Kleine Schritte in diese Richtung tut wohl jeder. Aus Kindertagen ist noch die Erinnerung greifbar, als ich heimlich in die Schale auf dem Schreibtisch meines Vaters griff, wo lauter Fettschindeln aufbewahrt waren, darunter auch das Parfüm in der grünen Flasche, das ich öffnete und mir großzügig an den Hals goss. Später kam der ernsthafte Blick des Vaters und die Erklärung, dass das Parfüm nicht für den Gebrauch bestimmt sei, sondern Erinnerung an eine Verstorbene wäre, und ich fühlte, wie der Duft, einmal ausgegossen, sich in den nächsten Tagen verflüchtigen würde.

Die Achtung vor persönlicher Patina, wie sie sich in personifizierten Gebrauchsspuren ablagert, ist im Grunde aber in unserer Zeit nicht angesagt. Solche Schönheiten kauft man schneller fabrikfrisch im Geschäft, als zerschlissene Jeans oder ausgelatschten Schuh. Auch protestantische Erziehungsprinzipien – „Das kann doch noch gut getragen werden“ – sind aus der Zeit geraten und passen schlecht in den Überfluss. Viel zu billig ist das Neue und viel zu verlockend ist es, am Fortschritt, an Moden und an sich änderndem Geschmack teilzuhaben. Die ersten krachig bunten Familienalben der Kriegsgeneration lesen sich heute schon wie vorsintflutliche Dokumentationen einer Dingkultur unverlagerter Haushaltsführungen, wo eine in den Sechzigerjahren angeschaffte Wohlstandsgarnitur vierzig Jahre unverändert stehen blieb, selbst Vasen, Kerzenständer und Gebäckschalen geduldig

die Stellung hielten. Die Dinge, so objektiv wertlos sie auch sein mochten, bekamen ihre Chance, manchmal ein ganzes Leben lang.

Sich treu den Dingen zu verheiraten, kann eben auch belastend sein. „Unsere Erbschaften erdrücken uns...“, schrieb Paul Valéry. Und der Gefahr, dass der Geist der Vergangenheit uns vereinnahmt, entflieht man am besten durch Zufall oder mutige Taten. Ein Freund besaß einmal ein wunderschönes Zwiebelbrett, groß wie ein Tortenteller, auf dem schon seine Urgroßmutter ihr Gemüse geschnitten hatte. Die birkenholzhelle Oberfläche hatte durch all den Gebrauch Gesicht bekommen und war fein wie Millimeterpapier gerastert. Aber verteuft sind die Dinge. Während eines Festes war kaum laut ausgesprochen, dass dies ein einzigartiges Brett sei, da stach den Freund der Hafer, es auf die Probe zu stellen. Und als aus dem Garten die Rufe kamen, wir brauchen für den Tisch einen Untersatz, dass die Tischbeine nicht im Rasen versinken, schrie er: „Hier“ und zückte das Brett. Das war das Ende, es zerbrach.

Jede Trennung ist ein kleiner Bataille'scher Tod. Und gerade was plötzlich und ungewollt verloren geht, schmerzt lange nach. Beim Besuch vom Schloss Belvedere in Weimar verlor ich an einem nasskalten Januartag meinen grünen Smaragd-Ohring. Vor der großen Orangerie ging die Hand zum Ohr und es war schmucklos. Viermal suchten wir den matschigen Sandweg zwischen Schloss und Parkplatz ab, stocherten mit den Schuhspitzen in den schlammigen Kieselsteinen, doch der Ohring fand sich nicht wieder. Nur ein kleiner pinkfarbener Barbiepuppenschuh, den ich beim Suchen aufgesammelt hatte, blieb am Ende, und die Vorstellung, dass irgendwo ein unbeschuhter Aschenputtel-Puppenfuß auf einem Kinderarm durch die Welt getragen wird.

Die geheimnisvolle Verlagerung der Dinge als Ausdruck unserer Lebensläufe hat der Schriftsteller Neal Ascherson in seinem Buch „Das Schwarze Meer“ als etwas beschrieben, das weniger mit den Dingen als mit uns selbst zu tun hat. Einen profanen Gegenstand seiner Familiengeschichte holte er aus der Erinnerung und schrieb: „Das ist die Axt meines Großvaters. Mein Vater hat einen neuen Holm angebracht, und ich eine neue Schneide, aber es ist immer noch die Axt meines Großvaters“.

Nora Sobich

„Unsere Erbschaften erdrücken uns...“
PAUL VALÉRY

FOTO: ANTONIA HENSCHL